

Max Milner
(in Zusammenarbeit mit Claude Duchet)

ROMANTISME: eine Zeitschrift, die mit der Zeit geht

(Romantisme: Une revue évolutive)

Die Zeitschrift *Romantisme* konnte 1990 ihren zwanzigsten Geburtstag feiern. Sie darf also einigermaßen sicher sein, die Stürme überstanden zu haben, denen sich kurzlebige Gründungen ausgesetzt sehen. Im Laufe dieser zwanzig Jahre aber wurden ihre Themenstellungen so grundlegend in Frage gestellt, daß eine fundierte Reflexion auf die eigenen Standpunkte zu einem wesentlichen Bestandteil ihrer Arbeitsweise geworden ist. Während dieser zwanzig Jahre wurde ihr Themenbereich erschüttert durch die Fortentwicklung von Forschungsmethoden und -instrumenten, durch das Auftreten neuer und die forcierte Rückbesinnung auf alte Problemstellungen und durch die Infragestellung chronologischer oder disziplinärer Schnittstellen. Um der Konzeption dieser Zeitschrift gerecht zu werden, sollte man sich also an die Umstände ihrer Gründung erinnern.

Wir schreiben das Jahr 1970, stehen also noch unter dem Eindruck von 1968. Diese Jahre, an deren gewalttätige, exzessive und pittoreske Aspekte sich das breite Publikum ausschließlich erinnert, waren doch zugleich Jahre intensivster intellektueller Gärungsprozesse. Der Wunsch, die Wissenschaften einem größeren Publikum zu erschließen und die sie sorgfältig hütenden Institutionen zu erschüttern, der Wunsch, auf den für die literaturwissenschaftliche Arbeitsweise typischen Individualismus mit der Bildung von Forschungsgruppen und -teams zu reagieren, und schließlich der Wunsch, rasch und manchmal auch polemisch in die intellektuellen Debatten einzugreifen – dieser dreifache Wunsch förderte auf bemerkenswerte Weise die Gründung neuer Zeitschriften. Von denjenigen, die sich durchsetzen konnten – und hier soll ausschließlich der Bereich Poetik und Literatur betrachtet

werden – unterscheidet sich Romantisme durch eine ganze Reihe von Eigenheiten.

Da ist zunächst die Zusammensetzung ihres Herausbergremiums. Es rekrutierte sich exklusiv aus Hochschulangehörigen der Sparten klassische und moderne Literatur sowie Vergleichende Literaturwissenschaft. Selbstverständlich gehörten ihm sowohl einige Wissenschaftler an, die sich in der 68er Bewegung engagiert hatten, als auch die ältere Wissenschaftlergeneration, die ihre Aufmerksamkeit ungeteilt und penibel der Ideengeschichte widmete und kein Interesse an einer Erschütterung der Institutionen zeigte. Beide Fraktionen sahen sich aber in ihren Bemühungen durch einen Tatbestand bestärkt: während die Fachvertreter für das Mittelalter, das 16., 17. und 18. Jahrhundert über eine Reihe von Zeitschriften verfügten, in denen sie Gehör fanden und ihre Arbeiten publizieren konnten, sahen die Fachvertreter für das 19. Jahrhundert sich auf die zur freundlichen Aufnahme zwar stets bereite, aber doch zu breit angelegte *Revue d'Histoire Littéraire de la France* verwiesen. Deshalb haben die Gründer von Romantisme beschlossen, sich unter der Ägide der Romantik zusammenzutun. Dafür gab es gleich mehrere Gründe.

Ein Argument war die Infragestellung des Romantikbegriffs in seiner durch die Universitäten und Schulbücher geprägten Form. Folgte man ihm, so beschränkte sich die Epoche der Romantik auf die kurze Zeitspanne zwischen dem Erscheinen der *Méditations* von Lamartine im Jahr 1818 bis zu den *Burgraves* von Hugo 1843 oder genauer bis zum Jahr 1848, in dem die Illusionen, die der Revolution von 1830 vorausgegangen und gefolgt waren, offensichtlich werden. Für jeden, der sich bemühte, die rein französische Perspektive zu erweitern, war evident, daß die Romantik in England und vor allem in Deutschland wesentlich früher begonnen hatte. Und man konnte die Auffassung vertreten, daß diese „wesentliche“ Romantik mit ihren surnaturalistischen Orientierungen, ihren Streifzügen in die Politik, mit ihrem Anspruch, eine wissenschaftliche Weltansicht zu etablieren, die über einen kurzlebigen Materialismus hinausgeht, und mit der der Poesie in diesem Zusammenhang zugeordneten Rolle, daß also eine so verstandene Romantik durch die späten Arbeiten von Nerval um 1850, durch die von Victor Hugo bis zu den letzten Jahren des Jahrhunderts oder durch die Bewegung der Symbolisten besser repräsentiert würde als durch alles, was in Frankreich vor 1840 veröffentlicht worden war. Und wenn man sich nicht den Ausläufern der fetischisierten Geschichtsdaten, sondern ihren Ursprüngen zu-

wandte, dann war es ebenso evident, daß die üblicherweise „Frühromantik“ genannte Bewegung, mit der man Strömungen aus dem ersten Viertel des Jahrhunderts charakterisierte, genauso gut den Namen „Romantik“ beanspruchen konnte wie spätere Ausläufer. Der mit Vorbedacht gewählte, bezeichnende Titel der ersten Nummer dieser Zeitschrift, „Die unmögliche Einheit?“ hielt die bestehende Schwierigkeit fest, unter ein- und derselben Vokabel ebenso unterschiedliche wie in der historischen Dimension auseinanderliegende kulturelle Phänomene zu rubrizieren, und stellte zugleich eine Herausforderung dar, nämlich einen Appell zur Befragung der grundlegenden (romantischen) Kontinuitäten, die eine zu vereinfachende Periodisierung und eine zu rigide Abgrenzung der Wissensgebiete verstellen könnte.

Darüber hinaus gab es einen weiteren Grund, den Begriff „Romantik“ zum Aushängeschild zu machen, ein Motiv, das den aus der 68er Bewegung hervorgegangenen Aspirationen, ihrem Ungestüm und ihren Illusionen durchaus nicht fremd war.

Alle Aktiven dieser Bewegung konnten sich – übrigens ebenso wie alle ihr kritisch oder gar feindlich Gesinnten – problemlos bei der Suche nach den Ursprüngen auf alle jene Momente der Romantik des 19. Jahrhunderts berufen, die die Kraft zum Bruch, zur Revolte gegen eine bestimmte Form von Wirklichkeit, die Einladung zur Utopie und sogar – wie es ein mit Benjamin und der Frankfurter Schule neu gelesener Baudelaire suggerierte – die Feier einer zugleich verkrampften und blendenden „Modernität“ ausmachten. Sie ergab sich aus neuen Formen der Einsamkeit, der Träumerei und der Solidarität, die eine immer stärker industrialisierte und urbanisierte Zivilisation hervorgebracht hatte. Damit führte die Berufung auf die Romantik zugleich dazu, die verschiedenen Formen des Protests, die sie initiiert hatte, zu vertiefen, vor allem in der Gestalt des Schriftstellers und Denkers, die bis dahin eher als mehr oder weniger marginal betrachtet worden war (hier sei zum Beispiel auf den Fall Fourier verwiesen), und bei den kanonisiertesten Schriftstellern wie Victor Hugo oder Balzac das Entstehen von Schreibweisen und Themen zu beobachten, deren Berücksichtigung erlaubte, das gesamte 19. Jahrhundert neu zu überdenken und in ihm bereits das Archiv oder die Matrix der gegenwärtigen Epoche zu entdecken.

Wir sehen uns also – und ich wechsele hier ohne weiteres in die Gegenwart – einem zweifachen Anspruch ausgesetzt. Einerseits hat unsere Zeitschrift sich unter einem Namen bekannt gemacht und auch eine gewisse wissenschaftliche Autorität erworben, auf

den man nur um den Preis der Irritation der Leserschaft und der der Bibliographen verzichten könnte. Da die Romantik nicht mehr länger als Aushängeschild einer Schule oder einer chronologisch bestimmbaren Periode gilt, erstreckt sie sich auf das gesamte 19. Jahrhundert. Sie wird immer schwerer von den anderen Strömungen unterscheidbar, die die Physiognomie des Jahrhunderts geprägt haben, und sie verliert zugleich nach und nach, je stärker man sich von der Forschungsperspektive der 68-Bewegung entfernt, etwas von der militanten Bedeutung, die für einige gerade ihre Attraktivität ausmachte. Die Aufnahme des Untertitels *Revue du XIXe siècle* von der Nummer 11 im Jahr 1976 an macht den Willen deutlich, diese Ambivalenz zu beenden oder zumindest ihre fruchtbaren Aspekte aufzuarbeiten. Von da an ist es evident, daß 1850 für uns nicht mehr das Ausschließungsdatum sein wird, während wir in den vorhergehenden Nummern auf Grund von liebgewonnenen Gewohnheiten die Tendenz hatten, eine Erweiterung eher am Beginn als zum Ende des Jahrhunderts zu suchen. In diesem Sinn besitzt die Publikation einer Nummer mit dem Titel „Le(s) Positivisme(s)“ 1978 Manifest- und Testcharakter. Wir wollten keineswegs zu fremden Fahnen überlaufen: das „Positive“ erhellt sich durch den Kontrast von Gegenüberstellungen, Herausforderungen und Fragestellungen, die ihre philosophische Formulierung ermöglichen; daran hat die Romantik ganz sicher ihren Anteil, und das bedeutete folglich keine Abkehr von unseren ursprünglichen Perspektiven, sondern die Auseinandersetzung mit ihren Interferenzen. Dennoch verschob sich der Akzent dadurch deutlich von der Romantik auf ihr Umfeld oder ihre Antagonismen. Das 19. Jahrhundert als ein globales Zivilisationsphänomen zu denken und nicht als Abfolge literarischer Bewegungen, beinhaltet eine von den Gründern unserer Zeitschrift bereits erahnte Konsequenz, die mit der Ausdehnung unseres Forschungsbereiches immer deutlicher wurde und darüber hinaus vollkommen in Einklang steht mit der Forschungsentwicklung in den Humanwissenschaften. Die literaturwissenschaftliche Forschung muß aus dem Ghetto gelockt werden, in das sie sich selbst aus Traditionalismus, aus Narzißmus, aber auch aus der berechtigten Sorge einschließen will, dem literarischen Text unter den anderen kulturellen Phänomenen seine Besonderheit zu erhalten. Es soll deutlich gesagt werden, daß wir diese Sorge teilen und daß gerade sie, trotz der Probleme, vor die sie uns stellt, eine der produktiven Spannungen erzeugt, die unsere Arbeitsweise dynamisch erhalten. (Auch heute noch möchten einige übrigens die literaturwissenschaftliche

Forschung gerne wieder in ihr Ghetto verbannen). Diese Grenzüberschreitung setzt die Zusammenarbeit mit Historikern, Philosophen, Soziologen und Kunsthistorikern voraus – abgesehen von der mit den Komparatisten und den Spezialisten für fremdsprachige Literatur, deren Schicksal, sobald man die Fragen auf einer etwas allgemeineren Ebene stellt, mit dem unseren untrennbar verknüpft erscheint. Der zweite Untertitel, den wir auf unserem Einband aufgenommen haben, „Literatur – Kunst – Wissenschaft – Geschichte“, trägt diesem Anspruch Rechnung. Das bezeugt auch der Inhalt einiger Zeitschriftennummern, die den Mythen und den Darstellungsweisen der Frau (13–14), dem Bürger (17–18), dem Geld (40), dem Buch (43, 44, 47), dem Künstler (54, 55, 57, 66), etc. gewidmet sind. Aber wir möchten weder die Schwierigkeiten bei der Umsetzung unserer Zielvorstellungen verleugnen, noch den recht unvollkommenen Charakter der von uns bisher erreichten Ergebnisse.

Wie kann man erreichen, daß Forscher, die durch ihre Ursprünge, ihre Arbeitsmethoden, die akademischen Institutionen, in denen sie erfolgreich arbeiten, sich voneinander unterscheiden, daß diese Forscher ihre Ressourcen zusammenlegen, um zur Erhellung eines und desselben Gegenstandes beizutragen? Die erste Gefahr, und wir haben sie keineswegs immer erfolgreich gebannt, besteht in der Aneinanderreihung von in sich interessanten Beiträgen, die sich aber mit den unterschiedlichsten Problemstellungen befassen, um einen wirklichen Reflexionsgegenstand zu konstituieren. Hier liegt die wesentliche Aufgabe eines Redaktionsgremiums, das damit betraut ist, die Nummern hinreichend früh zu gestalten, und wenn auch nicht ihren Inhalt, so doch zumindest ihren Anspruch und ihre Fluchtlinien zu entwerfen und die Koordinierungsarbeit einer Gruppe oder einem einzelnen zu übertragen, die die notwendigen Kontakte knüpfen. Mit der Zeit sind wir übereingekommen, in unseren Redaktionsstab, relativ ausgewogen, Repräsentanten aller uns interessierenden Disziplinen aufzunehmen. Es gilt auch darüber zu wachen – und wir tun da unser Möglichstes –, daß dieses Redaktionsgremium sich hinreichend erneuert, um auch junge Forscher zu integrieren, die neue Interessen und neue Arbeitsmethoden mitbringen.

Eine weitere Schwierigkeit, der die Verantwortlichen für die Zeitschrift selbstverständlich stets ihre Aufmerksamkeit widmen, ist nicht auf der Ebene der Mitarbeiter, sondern der Ebene der Leser angesiedelt. Die Hoffnung, daß ein Spezialist der Werke Chateaubriands sich für einen Ende des Jahrhunderts publizierten

Artikel über die wissenschaftliche Popularisierung interessieren werde oder ein französischer Revolutionshistoriker für eine Studie über Huysmans, diese Hoffnung impliziert eine gewagte Wette, aber gerade diese Wette ist unsere Existenzberechtigung und unser Ansporn. Nun gilt es noch, den Einsatz genau zu bestimmen. Wir wetten nicht auf ein mythisches Verlangen nach „allgemeiner Kultur“, die neue Enzyklopädisten hervorbringen würde, die alle Wissensgebiete zu erfassen trachten, wenn auch nur im Rahmen einer relativ eingegrenzten Epoche. Ob einem das paßt oder nicht, das Zeitalter dieser Enzyklopädisten ist vorüber, und die Information, die auf legitime Befriedigung von Allgemeinwissen abzielt, wird heute von Medien geleistet, mit denen wir nicht konkurrieren können und denen wir nicht nacheifern möchten. Unsere unverbrüchliche Überzeugung lautet, daß alle Menschen, die in einer bestimmten Epoche leben, mit Zeitverschiebungen und unterschiedlichen Kompetenzen, denen Rechnung getragen werden muß, sich gemeinsamen Problemen gegenüber sehen und daß man ihnen Antworten geben muß, die von einer Reihe von Faktoren abhängen, die wiederum nur unter Verweis auf diese Probleme ganz verstanden werden können. Das kann am Beispiel der Industrialisierung und Urbanisierung exemplifiziert werden. Wer sähe nicht, daß diese Phänomene ebenso die sozialen Beziehungen wie die Architektur, die plastischen Künste, die Raumwahrnehmung, die Konzeption, die der Dichter von seiner Funktion entwickelt, und die rückständigsten Träumereien anlässlich idyllischer Natur beeinflussen? Es ist unsere Aufgabe, Fragestellungen zu entwickeln, die erlauben, offensichtlich sehr unterschiedliche Wissensbereiche miteinander in Beziehung zu setzen, Kontinuitäten dort wahrzunehmen, wo man gewohnt war, Brüche zu registrieren, Echofolgen und Spiegelungen zu erkennen, die ein wenig mehr Intelligibilität in eine historische Landschaft bringen, deren Aufteilung in Disziplinen gerade die Heterogenität und Kontingenz betont. Nur um diesen Preis werden unsere Leser, selbst wenn sie von sehr entfernten Horizonten kommen und wenn sie mit den ihnen eigenen Interessen lesen, in unserer Zeitschrift Nahrung für ihre Reflexionen finden.

Man darf aber nicht ins Träumen verfallen. Kompromisse sind notwendig. Der Basis unserer Leserschaft, die in ihrer Mehrheit im wesentlichen noch literarisch orientiert ist, erwartet, daß wir ihr Arbeits- und Dokumentationsinstrumente bereitstellen und darüber hinaus die Möglichkeit bieten, Artikel zu publizieren, die für die Qualifikation an den Universitäten nötig sind. Die doku-

mentarische Funktion wird durch die Forschungsberichte abgedeckt und durch die in unregelmäßigen Abständen erscheinenden bibliographischen Dossiers. Bei beiden Gattungen sind wir bemüht, uns nicht auf reine Rechenschaftsberichte über das, was erscheint oder erschienen ist, zu beschränken, sondern in der zeitgenössischen Kritik das auszumachen, was sich mit unseren umfassenden Interessen trifft. Die vor kurzem erfolgte Gründung eines zweiten Periodikums, *Dix-neuvième siècle*, entlastet Romantisme im übrigen zu einem großen Teil von dieser dokumentarischen Aufgabe. *Dix-neuvième siècle* dient als verbindendes Bulletin zu der ‚Société des Etudes Romantiques et Dix-neuviémistes‘, und ihr gehören die meisten Mitglieder unseres Redaktionsgremiums an. Die Aufnahme von uns zugesandten Artikeln ist von der Möglichkeit abhängig, sie in kohärente Gesamtzusammenhänge integrieren zu können – und das gelingt häufiger, als man annehmen sollte – und vom im Prinzip einmal jährlichen Erscheinen von Nummern mit „Panoramacharakter“, deren einziges Annahmekriterium ihre Qualität ist und ihre Eignung, ein über einen engen Spezialistenkreis hinausgehendes Publikum anzusprechen.

Kompromisse müssen geschlossen werden, habe ich gesagt. Aber nicht nur. Eines hat uns die zwanzigjährige Erfahrung sicherlich gelehrt, daß Erneuerung nämlich nicht programmierbar ist. Die Hauptqualität einer Zeitschrift, wenn sie dem Surren regelmäßiger, aber wenig leistungsfähiger Motoren entgehen will, beruht folglich auf der Aufmerksamkeit für alles, was die Forschung, als deren Echo sie sich versteht, in Bewegung bringt oder – besser noch – auf ihrer Fähigkeit, durch diese Aufmerksamkeit selbst zur Fortbewegung der Forschung beizutragen. Es ist bekannt, daß jedes sinnvolle epistemologische Vorgehen mehr oder weniger seinen Gegenstand hervorbringt. Wir verstehen uns nicht als Zeitschrift über das 19. Jahrhundert. Das 19. Jahrhundert gibt es nicht. Es besteht aus dem, was wir aus ihm mit unseren Fragen machen, und auch aus seiner Weise – denn man darf nicht in einen absurden Subjektivismus verfallen –, unseren Fragen zu widerstehen und uns dazu zu zwingen, uns ihm mit neuen Fragen zu nähern, die Mängel eines Programms durch ein anderes zu kompensieren, neue Wege neben denen von uns bereits geebneten zu beschreiten, Bruchstücke aufzunehmen, die wir unbeachtet ließen und die vielleicht doch Schätze enthielten. Wir verstehen uns als Zeitschrift des 19. Jahrhunderts und möchten artikulieren, was das 19. Jahrhundert uns zu den unterschiedlichen Zeitpunkten zu

sagen hat, zu denen wir uns ihm mit unseren Fragen zuwenden. Das setzt Treue zu einer anfänglichen oder quasianfänglichen Absicht voraus und die Möglichkeit zu unendlichen Variationen bei der Verwirklichung dieser Absicht.

Es bleibt eine Frage, die durch diese vielleicht etwas zu dialektische Schlußfolgerung nicht vernachlässigt werden darf. Als ich behauptet habe: „Das 19. Jahrhundert gibt es nicht“, habe ich mich auf den einzigen Boden der Definition eines Wissensobjektes begeben und habe sogleich das korrigiert, was in dieser Behauptung unklar sein könnte. Aber es ist nicht verboten, sie buchstäblich zu verstehen. Vielleicht sind wir immer noch Anhänger einer vom 19. Jahrhundert, und da vor allem von der Romantik hervorgebrachten Perspektive, indem wir denken, daß es einen Zeitgeist (dtisch im Original) gebe, eine Art von unsichtbarem Atem, der alle Phänomene beseelt, die während einer bestimmten Periode in Erscheinung treten. Gleichgültig, ob diese Periode nun mit den Grenzen eines Jahrhunderts koinzidiert oder ob sie sie leicht überschneidet, wie es uns die vom ‚Musée d’Orsay‘ vorgeschlagene Einteilung nahelegt. Wenn sich unsere Epoche als postmodern versteht, so hätte sie wohl eher die Tendenz, das Gegenteil zu meinen und diese Illusion in das untergeordnete Magazin eines abgeschlossenen Modernismus einzuordnen. Der Verzicht auf umfassende Synthesen und totalisierende Systeme ist (vorübergehend?) vielleicht gut für unsere Epoche, und es bleibt immer vorteilhaft, selbst wenn man die vorhergehende Epoche studiert, dem mit Mißtrauen zu begegnen, was den Eindruck einer geschlossenen Weltansicht auf Kosten einer offenen erweckt. Meine Ausführungen zu unserer Arbeitsweise beweisen hoffentlich, daß wir uns dieser Gefahr bewußt sind. Aber wir meinen, es wäre eine echte Demission des Geistes, wenn wir uns, wozu man uns einlädt, mit der Zerstückelung des Wissens und der Beschränkung auf die reine Literatur abfinden würden – eine Demission, die das Feld dem Imperialismus der Technik und ihrer auf den größtmöglichen Profit schielenden Manipulateure überließe. Die Lehre, die das 19. Jahrhundert uns in dieser Hinsicht erteilt, verdient vielleicht trotz ihrer überholten Aspekte stärker als je zuvor Gehör.

Wenn wir dem Rechnung tragen wollen, dann sind wir, wie deutlich wurde, in doppelter Hinsicht in der Pflicht: wir müssen, eine bestimmte Vorstellung von der Romantik vertiefen und die Gesamtheit des Jahrhunderts mit unzureichend definierten Konturen ausstatten; wir müssen die Aufmerksamkeit von nicht literarisch Interessierten wecken, ohne die literarisch Interessierten zu

vergraulen, die uns Vertrauen geschenkt haben und bei uns das finden, was sie woanders vergeblich suchen (und umgekehrt aber auch die Historiker oder Soziologen nicht zu sehr durch einen Zugang zu Texten irritieren, der ihnen nur byzantinisch erscheinen kann); wir müssen die unverzichtbare Programmgestaltung mit der nicht weniger notwendigen Offenheit versöhnen. ‚In doppelter Hinsicht in der Pflicht‘ kann man im Englischen mit „double bind“ übersetzen und, folgt man einer bestimmten psychiatrischen Schule, so stellt diese Struktur die Hauptursache für Schizophrenie dar. Mein letzter Wunsch lautete: Gelänge es uns doch, nicht in Schizophrenie zu versinken!

deutsch von Renate Hörisch-Hellgrath